Bei der Pariser Friedenskonferenz.

Federzeichnungen von den Sitzungen und den Hauptakteuren. Von Dr. Max Müller.

(„Neue Zürcher Zeitung".)

Paris, 20. Febr.

Nur einer beschränkten Zahl von Zeitgenossen ist es vergönnt, bis ins Allerheiligste des Friedenstempels zu dringen. Die Diplomaten, die unter dem gespannten Blicke der Welt Menschheitsgeschichte machen, wissen, daß Distanz die Mutter der Autorität ist und der Papst dort die brünstigsten Gläubigen zählt, wo man ihn nie zu Gesicht bekommt. Aber selbst wenn sie alle die demokratische Toga umzuschlagen verstünden wie Präsident Wilson, wäre es unmöglich, aus dem Quai d'Orsay ein Forum zu machen, wo das Volk dem Richterspruche beiwohnte. Um den grünen Tisch, an dem die Vertreter von zwanzig Nationen versammelt sind, läßt sich mit Mühe Platz für ein paar hundert Zuschauer schaffen; man vergegenwärtige sich die Zahl der Weltblätter, die nach Paris Korrespondenten sandten, und man versteht, daß ein gewöhnlicher Sterblicher, der sich nicht als Mandator von 100,000 Zeitungslesern ausweisen kann, den Friedenskongreß nur in respektabler Ferne miterlebt. — Nichts wirkt auf den Eintretenden verblüffender als diese Scharen von Journalisten fremder Zunge und fremder Herkunft, die im Ostpavillon des Ministeriums (Quai d'Orsay) auf den Einzug in den Sitzungssaal harren. Da und dort nur das bekannte Gesicht eines Pariser Journalisten, der Fünftel dieser amerikanischen, englischen, italienischen, serbischen, polnischen, japanischen, chinesischen Pressevertreter sind zugereist und ignorieren in einer Weise französische Formen, daß man sich Frankreich und Paris weit entrückt wähnt. An der Saaltüre, wo ein Einschreiberegister aufliegt, werden die Legitimationskarten geprüft, und erst nachdem die hohe Versammlung selbst Platz genommen hat, tut sich vor dem Heer der Federgewaltigen der Sesam auf. Nicht der „Salon de l'horloge" selbst — den betreten nur die Offiziellen, deren Eingang sich im Westpavillon befindet —, wohl aber ein anstoßendes Gemach, das durch den sogenannten „Baies" (Wandelgalerie) mit demselben kommuniziert. Um von hier aus den Sitzungsraum überblicken zu können, schwingen sich Journalisten und Journalistinnen, Graubärte und Eleven mit turnerischer Gewandtheit auf die bereitstehenden Tische, der Vertreter der Agentur Havas nicht privilegierter als der Korrespondent des Tageblattes von Haiti! Wer nicht in der vordersten Reihe steht oder wie Saul seine Brüder um Haupteslänge überragt, muß sich damit begnügen, die Stimme der Hohepriester der Diplomatie aufzufangen und sich ihre Physiognomie und Gesten im Geiste vorzustellen. Denn die Wand hat im Gegensatz zu derjenigen in Shakespeares „Sommernachtstraum" die Eigenschaft, undurchdringlich zu sein, so sehr sich auch die Späher der öffentlichen Meinung die Köpfe verrenken. Der Zeremonienmeister des Quai d'Orsay hatte glücklicherweise ein Einsehen mit den Journalisten, die drei geschlagene Stunden stehend auf eine Tischplatte gebannt waren, und im Hintergrund des Saales ein kaltes Büffett aufstellen lassen.

Der Saal der Diplomaten bietet mit seinen grauen Wänden und Pilastern, den purpurnen Draperien, dem Puttenfries und den bemalten Kartuschen, den brennenden Kristalleuchtern, dem monumentalen Cheminée ein aristokratisches Ensemble. Aber an Stelle der Feststimmung, die unsere Vorstellung mit solchen Prachtnummern zu verbinden pflegt, dominiert eine nüchterne Geschäftigkeit, eine Atmosphäre der Arbeit und der geistigen Spannung. An den langen, hufeisenförmig aufgestellten Tischreihen sitzen dichtgedrängt die Delegierten, die einen über ein Schriftstück gebeugt, die andern im Ledersessel zurückgelehnt, schweigsam zuhörend oder mit dem Nachbarn sich unterhaltend. Hinter ihnen, an Separattischen oder den Wänden entlang stehend, die Sekretäre und Ratgeber, unter denen die geschäftige Persönlichkeit Dutasstas auffällt. — Je nachdem ein Diplomat von Rang das Wort hat oder der Uebersetzer in Englisch oder Französisch das Gesagte wiederholt, herrscht gespannte Aufmerksamkeit oder leises Gesumm auf der einen Seite des Hauses. — In dem Maße, als die Stunden vergehen und der helle Schlag der berühmten Wanduhr über dem Cheminée fünf Uhr, sechs Uhr, sieben Uhr anzeigt, macht sich auch in einem so korrekten Milieu, wie dem diplomatischen, Zerstreuung und Ungeduld geltend; aber die Formen, in denen sie sich kundgeben, haben nichts von dem Eichgehenlassen eines Parlamentes, sondern bewahren bis zuletzt den Rednern gegenüber den Respekt. Denn ein unprotokollarischer Zwischenruf oder eine ostentative Unaufmerksamkeit könnte ja den Keim zu internationalen Verwicklungen in sich tragen! Das ist denn auch der auffallendste Zug für den Zuhörer einer diplomatischen Tagung, daß nach den Reden, mögen dieselben noch so pathetisch vorgetragen sein, kein Applaus folgt und die Stimme des Präsidenten immer höflich, immer zeremoniell bleibt. — Diese Versammlung gleichmäßig gekleideter Staatsmänner, die es vermeiden, irgend eine Dekoration zur Schau zu tragen, die ein Element der Ungleichheit in ihre Reihen bringen und der juristischen Fiktion von der Ebenbürtigkeit der Staaten nahetreten könnte, ähnelt einem antiken Chor, der unzugänglich der Leidenschaft mit einem Minimum von Worten und Gesten den Gang der Handlung begleitet. Der Eindruck, daß die Reden zum „Fenster hinaus" an die Völker gehalten werden, dominiert in einer solchen Plenarsitzung, nur da nur ein Teil der Diplomaten aus der parlamentarischen Schule hervorgegangen ist, beobachtet man eine starke Fesselung der Redner an das Manuskript und bei den Freisprechenden eine feierliche Langsamkeit und Getragenheit in der Diktion. Das Bestreben, von der fremdsprachigen Hälfte der Zuhörer leichter verstanden zu werden, mag dabei mitspielen, denn auf den Uebersetzer vertraut ein Schönredner, der auf Nuancen hält, nur halb. „Ce n'est pas cela, c'était mieux!" hörten wir den temperamentvollen Orlando nach einer mit italienischer Emphase vorgetragenen Rede dem englischen Uebersetzer zurufen, von Sonnino (der bekanntlich das Englische wie seine Muttersprache beherrscht) an das „Traduttore — Traditore" erinnert!

Der Gedanke an eine Bühne, auf der ein welthistorischer Akt sich zu vollziehen im Begriffe ist, von dem kommenden Geschlechter reden werden, drängt sich dem Zuschauer auf, um so mehr, als es sich um nichts Geringeres handelt als die „Dekretierung des ewigen Weltfriedens", von dem schon das Mittelalter träumte. Unbewußt prägt er sich die Dekoration ein, sucht die Atmosphäre zu durchdringen, das geistige Maß der für die Völker Agierenden festzustellen. Ein erster Kontrast fällt ihm auf: die scheinbare Jugendlichkeit der Großzahl der Teilnehmer, während er eine sokratische Versammlung von Graubärten erwartete. Ist es, weil der Bart der diplomatischen Tradition widerspricht oder weil wir uns in einer überwiegend angelsächsischen Gesellschaft befinden? Nehmen wir diese physische Frische für ein gutes Omen der Jugendlichkeit der Ideen, denn was die Welt heute braucht, ist eine Erneuerung ihres Geistes! Aber ein zweiter Eindruck folgt diesem ersten: man hört die Worte Menschheit, Solidarität, Brüderlichkeit der Völker von den Lippen derer fallen, die uns bisher den „sacro egoismo" der Nationen gewissermaßen ex officio verkörperten. — Ein Pichon, Balfour, Sonnino, Venizelos, Pasitsch, Bratianu — und wenn nicht sie persönlich, so doch ihr Alter ego am Konferenztische — erklären hinfort den „Altruismus der Nationen", um mit dem britischen Minister Barnes zu reden, als das Gesetz der Welt. Lag darin nicht ein Widerspruch, der den Skeptikern recht zu geben schien?

Aber das ist das Neue an diesem Friedenskongresse, der ihn von allen früheren unterscheidet, daß stärker als die Diplomatie die „subtile, mysteriöse, generöse Kraft des Völkerwillens am Werke ist" (Orlando), die die Mauern des Kongresses überflutet. Ein Italiener mit seinem feinen politischen Spürsinn hat diese Wahrheit ausgesprochen. Die Persönlichkeit des Präsidenten Wilson, der mit der überzeugenden Macht des Reformators sein Glaubensbekenntnis ablegte, wog sie nicht die Argumente der zukünftigen Diplomatie auf? "A living thing is born... It is a definite guarantee of peace. It is a definite guarantee against things which have just come near bringing the whole structure of civilisation into ruin..." Aufrecht, mit unbeweglichen Gesichtszügen stand er am Präsidententisch, mit seiner melodischen Stimme Artikel um Artikel seines Völkerbundplanes vortragend und erläuternd. — Seine hohe schlanke Gestalt im zugeknöpften Jackett mit dem weißen Taschentuch an der Seite und der silbergrauen Krawatte war harmonisch zu dem energisch geschnittenen, nicht mehr jugendlichen Charakterkopf abgestimmt. Wir beobachten Clemenceau, der tief in seinen Fauteuil gelehnt zuhörte. Auch er mit sorgfältiger Eleganz gekleidet: die grauen Handschuhe und die schwarze Binde markierten die Würde des Vorsitzenden. — Der weiße Schnurrbart sträubte sich wirr und aus den tiefen Augenhöhlen des Mongolenkopfes (der so rundlich ist wie das Gesicht Wilsons schmal und lang) zuckten die Blitze. An der Hingabe an die großen Gedanken des amerikanischen Friedensbringers glaubten wir den alten Idealisten Clemenceau zu erkennen, der in diesem Augenblick die zweifache furchtbare Erfahrung seines langen Lebens vergessen wollte: 1870 und 1914! — War er von einer Vorahnung dessen erfüllt, was wenige Tage später sich ereignete: wir fühlten ihn umgewandelt milde gestimmt und sahen ihn vor uns nicht als den „Tiger", sondern als den begeisterten Journalisten, der uns vor zwei Jahren in der Rue Franklin mit so glaubensstarker Seele von der Mission Frankreichs für die Menschheit gesprochen hatte...

Lord Robert Cecil, der Léon Bourgeois Englands, hat das edle Profil und die befreiende Offenheit, welche die großen Staatsmänner der Briten charakterisieren. Mit seinem hartlosen Gesichte, der nüchternen Geste, dem warmen Ton der Rede erscheint er einem Asquith, einem Lord Grey verwandter als dem impulsiven Lloyd George oder dem aristokratischen Balfour. Die Hände an die Revers des Rockes geklammert, hören wir ihn mit Eindringlichkeit an den guten Willen der Völker und Staatsleiter appellieren, ohne den alles Friedenswerk ein toter Buchstabe bleibt. "No nation in future shall go to war... The prosperity of the world is the prosperity of every people... Let us do our work for the security and the glory of humanity..." Lord Cecils Argumentation lehnt sich eng an diejenige d'Estournelles de Constant an. Er will, daß der Völkerbund unter keinen Umständen eine Sainte-Alliance sei, die sich in der inneren Angelegenheiten der souveränen Staaten einmischt. — Das Bild des französischen Bauherrn der Sociétés des Nations, Léon Bourgeois, hoffen wir unsern Lesern gesondert zeichnen zu können.

Mancher charakteristische Zug wäre von den übrigen Teilnehmern dieser denkwürdigen Tafelrunde zu überliefern; die Skizzenbücher der in den Galerien postierten Zeichner der „Illustration", der „London Illustrated News", der „Saturday Evening Post" füllen sich mit den Silhouetten Lord Milners, Bonar Laws, Lansings, des Colonel House, Jules Cambons, André, Tardieus, Robert Bordens, Wesnitschs, Salandras, Bratianus. „Staatsmänner sind schlechte Modelle", meinte der englische Porträtmaler Sir William Orpen, „sie wissen sich nicht einfach zu geben! Lieber sind mir die Militärs: sie nehmen Achtungstellung an und bleiben in ihrer Rolle." Der dunkle Grundton der Gruppen wird durch einige Khakiuniformen und französische Generalsuniformen aufgehellt, nicht zu vergessen auch die bunten Turbane des Emir Faisal und seines Begleiters. Vom Rot der Vorhänge, zwischen denen ein bleiches Winterlicht einfällt, stehen die Gesichter in allen Nuancen ab: vom hellen Karnation der Europäer über das Gelb der Chinesen, das Braun der Araber und Inder bis zum Schwarz der Neger. Für das Maleraugen läßt sich das Ganze in Farbe und Bewegung auf: große Männer, kleine Männer ist dasselbe. — Für uns politische Chronisten aber trägt jeder der hier Versammelten ein Stück der Geschichte seines Landes in den Zügen geschrieben.

*) Aus dem Ehrenbuch „Feste der Festlosen", das der kürzlich ermordete Schriftsteller und Ministerpräsident Bayerns vor mehreren Jahren erscheinen ließ.

Der Veitstanz des Todes.

Von Kurt Eisner+).

Der Tod ist für uns ein nachdenkliches Geschehnis, wenn er uns selbst trifft, unsere Eltern und Kinder, ein paar Freunde, die wir kennen, und ein paar Große draußen, die wir ehren. Nur dann fließen die Tränen, wenn der Tod Müller und Schulze heißt, Hans und Grete. Wir hadern mit dem Schicksal, wenn in unserem Kreise die gewaltige Bewegung des Lebens irgendwo erschöpft versiegt, oder wenn die Unfähigkeit des Lebens sich in jähem, frühem Zusammenbruch ankündigt. Der Totentanz ist für uns ein Hausball des persönlichen Unheils. Die Todesfurcht entfremdet uns der Wirklichkeit des Lebens, und wir halten für Schicksal, was unser eigen Werk. Nicht dem Tod, der sanft die Fackel verlöscht, nachdem die Kraft des Brennens und Leuchtens aufgezehrt, sollten wir bang ins geheimnisvolle Antlitz starren, der Tod ist ein Göttergeschenk der Natur, der letzte Segen des Daseins. Nicht sterben wollen, heißt begehren, daß man nicht sterben kann. Es läßt sich aber keine widere Qual und Marter ersinnen, als die Verdammnis des ewigen Lebens, vor dem es kein Entrinnen gibt.

Nicht der Totentanz, zu dem Natur die Fidel süß und sacht streicht, ist das düstere Verhängnis des Daseins. Des Todes sollten wir vielmehr gedenken, der unser eigen Werk, den wir selbst ausrüsteten zu höllischer Gewalt, den wir bewehrten mit all den Grausamkeiten einer teuflischen Phantasie. Die Menschheit selbst hat dem freundlichen, weich lockenden Gevatter Tod den Taumeltrank gereicht, der aus dem lächelnden Reigen des Zur-Ruhe-Wanderns den wüsten, wahnsinnigen Veitstanz des Todes geschaffen, der über die blutende, stöhnende Erde tollt, die Blüten der Seelen gierig zerreißen und die kunstvollen Tempel der Leiber zertrümmernd.

Was frommt es, zu weinen über die Nächsten, die uns starben, dem Tod, den wir selber schufen, weihen wir den Tag, vergießen wie die Tränen für die Fernsten, Fremdesten, die in den durch unsere eigene Schuld entfesselten Veitstanz des Todes hineingerissen wurden! Das Unabänderliche zu beklagen, ist Torenweise. Der Totensonntag soll kein Familientag persönlichen Leides sein, sondern ein aufrüttelnder Gerichtstag der schlaffen Gewissen.

Jeder Mensch ist unser Ankläger, der durch die Schuld der Gesellschaft verkam. Die unzähligen Millionen, deren sehnsüchtiger Lebensdrang verkümmert, deren tief atmendes Bewußtsein immer enger zusammengeschnürt wurde, bis sie mit toten Seelen den Weg quälender Gewohnheitsarbeit wandelten, die Hirne, deren stürmende Gedanken wir ausdörrten und marterten, bis alles freie Denken erstarb, die Augen, die wir blendeten und denen wir das Licht stahlen, die schwellenden Muskeln, die wir entkräfteten, die Lungen, die wir vergifteten, und die Wunder der lachenden Kindheit und der geheimnisschwer furchtdämmernden Jugend, die wir erbarmungslos würgten — das sind die Opfer unserer Schuld. Das ist der Zug des Wahnsinns, der unter Tag tobt wie in den Fabriken, der die Dreschmaschinen und Eisenhämmer überschreit, der durch die Kasernen tollt, durch die Gassen der beschmutzten Liebe, der auf den Straßen der russischen Städte rast, der sich in den Blutsümpfen der Mandschurei wälzt und aus dem Sande Südwestafrikas, versunkenes Menschendasein schlürft.

Welch harmloser Bursche ist doch der Knochenmann mit der Sense, wie ihn die verdüsterte Volksvorstellung bildete. Der Tod, den die heutige Menschheit erschuf und als Geisel über die Völker sandte, ist unerschöpflich in der Entdeckung lebenzerreißender Folterwerkzeuge. In ein paar Granaten steckt mehr Zerstörungskraft als in allen Marterinstrumenten des Mittelalters zusammen. Millionen von Menschen sind auf der ganzen Erde unausgesetzt tätig, um dem Tode immer neue, immer grüßlichere Waffen zu schmieden.

Und diesem sich stündlich mehrenden ungeheuren Heer der Toten weihen wir keine Empfindung. Die Menschen sind zu Zahlen geworden. Unerschüttert lesen wir täglich in dürren Telegrammen, wie wieder hundert, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Menschen gefallen sind. Nur wenn die Zahl gar so riesig anschwillt, erbeben wir wohl einen Augenblick. Aber niemand denkt daran, daß von diesen hundert, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Menschen jeder einzelne durch den Tod größeres Leiden denen, die ihn liebten, zugefügt hat, als die Toten unserer Nähe den übrigen. Niemand durchdenkt die ganze Fülle zertrümmerten Menschenschicksals, das in den namenlosen Massengräbern modert. Während wir aber den Tod dermaßen gegen die Menschen hetzen, suchen wir wieder das Leben eines einzelnen durch Wälle von Waffen zu sichern. Während die Völker verbluten, während man ihnen vorlügt, es sei sinn- und ehrenvoll für ein Vaterland der Schande gemordet zu werden, verbirgt der Schuldige des mit schweren Füßen über die Erde taumelnden Totentanzes seine bleiche zitternde Todesfurcht hinter denselben Werkzeugen, mit denen er den Tod ausgerüstet hat. Er gab dem Tod alle Macht und Befugnis, damit er ihn selbst vor dem Rächer schütze.

Ein Japaner hat unlängst das entsetzende Wort der Weisheit gesprochen: So lange wir den Menschen nur unsere Kunst gaben, galten wir als Barbaren. Seitdem wir aber die Wissenschaft des Mordens gelernt haben, sind wir plötzlich ein Kulturvolk. In der Tat, die ganze Welt senkt ehrfürchtig ihr Haupt vor dieser Kraft im Töten...

Der Totensonntag der Kultur wächst heraus über die kleine Klage der Familienalltäglichkeit. Wir stöhnen nicht wehleidig, daß unsere Vettern und Basen und am Ende wir selbst sterben müssen, sondern wir empören uns gegen die Tötung derer, die nicht sterben müssen. Nicht den Toten des eigenen Hauses und der nächsten Gasse ist unser Totensonntag geweiht, sondern den ruchlos Getöteten der Menschheit.

Einer der Führer.

Notizen zur Biographie des Spartakisten Mühsam.

Eine Berliner Depesche meldet, daß dem „Achtuhrblatt" zufolge, Erich Mühsam, ein bekannter Kommunist und Mitglied des bayerischen Arbeiter- und Soldatenrats, vom bayerischen Zentralrat unbeschränkte Vollmacht erhalten hat und so tatsächlich eine uneingeschränkte Diktatur ausübt.

Die rote Flut, die sich über Deutschland ergießt, trägt allerhand Persönlichkeiten an's Land, Menschen, die man vorher in weiteren Kreisen kaum dem Namen nach kannte.

Erich Mühsam ist einer von jenen plötzlichen Berühmtheiten. Wer sich für die Modernen in der Literatur interessierte, jene Modernen, die nie über das Stadium der Pläne und großen Worte hinauskommen zur beweiskräftigen Tat, jene Manana-Größen, jene ewig uneingelösten Wechsel auf die Zukunft — wer sich mit diesen befaßte, dem war der Name Mühsam nicht fremd.

In der großen Spartakistenbewegung tauchte der Name zum ersten Mal bei der Revolution in Mannheim auf, die allerdings nicht von langer Dauer war. Und nun hören wir von Mühsam im Zusammenhang mit der Münchener Soviet-Regierung.

Wer ist nun eigentlich dieser Erich Mühsam?

Der sozialdemokratische Berliner Vorwärts zeichnet diesen neuen „Staatsmann" nicht eben gerade liebevoll mit folgenden Strichen: „In München hat er gesprochen, der Arbeiterrat Erich Mühsam, in der Versammlung der Arbeiter- und Soldatenräte. Unabhängig und radikal. Wolffs Telegraphenbureau meldet das der Welt. Wer ist der Arbeiterrat Mühsam? Ein Arbeiter? Nicht ganz, lieber Leser. In Berlin hat man ihn gekannt. Im Café des Westens war er vor dem Kriege häufig und bis in die frühesten Morgenstunden zu sehen. Ja, er war zu sehen, er bildete mit seinem Tisch sozusagen die Sehenswürdigkeit des Lokals, Nachtschwärmer aus der Provinz drängten sich um ihn, denen der Hotelportier verraten hatte, daß im Café des Westens die letzten lebenden Bohemiens zu sehen seien. Und da staunten denn Herr und Frau Pesse aus Neuruppin über die Jünglinge mit langen Mähnen, wehenden Schlipsen und knallgelben Hosen. Erich Mühsam aber war der Interessanteste: denn niemand wollte glauben, daß ein Mensch — na sagen wir — so wenig gewaschen und gekämmt sein könnte! Aber Erich Mühsam hat gearbeitet, sonst wäre er ja nicht „Arbeiterrat". Zwischen der vierten Tasse Kaffee und dem fünften Absinth — meist auf Kredit! — öffnete der Rätselhafte die Lippen und dann wurde die deutsche Literatur um einen jener unsterblichen Schüttelreime bereichert, wie: Sie würden mir eine große Freude bereiten, wenn Sie meinen Hund von der Räude befreiten". Um das Bild dieses eigenartigen Staatsmannes vollständig zu machen, fügen wir hinzu, daß der Mannheimer Revolutionsgeneral früher in der Naturmenschenkolonie auf dem „Berge der Wahrheit" in Ascona bei Locarno zu Hause war; man hat ihn mit langer Mähne, in Sandalen und schmutzigweißem Kaftan in den Straßen Locarnos herumlungern sehen. Und was auch erwähnt werden muß: Herr Ehrich Mühsam hatte seinerzeit mit den Zürcher Gerichten wegen Diebstahls Bekanntschaft gemacht, der Bestrafung sich aber durch Flucht entzogen, so daß nur ein Kontumazurteil ausgesprochen werden konnte."

Die geheime Mission.

Skizze von Charles Dérennes.

Frau Susanne Prälin an Frau Renée Lohène.

Wie sehr bedauere ich, liebste Renée, daß es mir vor meiner Abreise unmöglich war, Dich noch zu treffen. Anstatt eines langen, reichlich überlegten Briefes würden ein paar Worte genügt haben, um Dich über meinen Geisteszustand und die Gefälligkeit, um die ich Dich bitten möchte, aufzuklären.

Du weißt ja, was für ein außergewöhnliches und bewunderungswürdiges Wesen Du in meinen Augen bist! Du bist schön und nicht stolz auf Deine Schönheit; Du bist schön und bist dennoch weder falsch noch untreu; Du bist schön, Witwe und frei, hast nichts in Deinem Leben zu verbergen und bist stets liebevoll und unglaublich nachsichtig gegen die Fehler anderer... Ich bin stolz, daß ich mich Deine Freundin nennen darf; Du bist für mich die Oase inmitten aller Unruhen und Kämpfe! Du allein bist imstande, mir durch einige Briefe ein wenig Vertrauen und Sicherheit zu geben, ohne die eine Frau, die ihren Mann so eifersüchtig liebt, wie ich, verurteilt wäre, das bemitleidenswürdigste Geschöpf der Welt zu sein.

Seit vier Jahren verlasse ich meinen Mann zum erstenmal auf längere Zeit. Die Sache ist um so ernster, da es uns unmöglich ist, die Zeit dieser Trennung anzugeben. Meine arme Mutter verursacht uns große Sorge, und die Aerzte verlangen von mir, daß ich mich dem Wunsche meiner Mutter füge und bei ihr bleibe.

Reinhold ist augenblicklich in eine Geschäftssache verwickelt, wobei er eventuell unser Vermögen verdoppeln kann. Es wäre Torheit von mir gewesen, wenn ich ihn gebeten hätte, mich zu begleiten, um so mehr, da ich eine verneinende Antwort erwarten mußte... Ich muß übrigens zu seinem Lob anerkennen, daß er über meine Abreise, wenn nicht sehr traurig, doch wenigstens gelangweilt ist...

Du wirst nun sagen, daß ich sehr anspruchsvoll bin. Die meisten Frauen würden sicher nicht mehr verlangen, gewiß!... Aber es handelt sich hier nicht um irgendeinen Mann, sondern um Reinhold.

Klug wie Du bist, hast Du gewiß seit langer Zeit den Charakter meines Mannes erkannt. Sehr ernst, sehr tätig und geschickt und sehr stark, wenn es sich ums Geschäft handelt. Sonst ist er wie ein Kind, wie ein armes, kleines Kind, liebenswürdig und naiv und leicht zu leiten... Wie es den wirklich arbeitsamen Menschen geht, so nimmt alles, was außer dem Bereich seiner Tätigkeit ist, in seinen Augen einen größeren Wert an, was mich manchmal in Erstaunen gesetzt hat.

Also, wie gesagt, er ist ein Kind... Ich habe die Gewißheit, daß meine Abwesenheit ihn aus der Fassung bringt, und daß er sich langweilt. Und die Langeweile ist bekanntlich die Quelle alles Uebels. Unser Geist und unser Herz können sozusagen durch sie aus dem Gleichgewicht gebracht werden.

Welche von den Zerstreuungen, die sich ihm bieten — es werden derer zahlreiche sein — wird Reinhold wählen?... Alle Vermutungen sind erlaubt... Er kann sich ebenso gut zu einem raffinierten Spieler wie zu einem Mädchenjäger ausbilden!... Beides wäre mir nicht angenehm; ich bin eifersüchtig, und ich ertrüge es nicht, wenn er noch andere Götter neben mir haben wollte. Ich habe das Glück gehabt, einen seltenen Vogel zu fangen und ihn im Käfig festzuhalten. Jetzt ist der Käfig offen. Damit er es aber nicht merkt, dazu sollst Du mir helfen. Und daß Du mir meine Bitte erfüllst, davon bin ich überzeugt, denn eine Frau wie Du wird stets bereit sein, ein gutes Werk zu tun und das Glück einer Herzensfreundin zu schützen.

Also, ich bitte Dich, meide auf keinen Fall mein Haus unter dem Vorwand, daß ich nicht da bin. Laß Dich von Reinhold einladen und lade Du ihn so oft wie möglich als Gast zu Dir... Uebrigens weiß ich, daß Du ihn schon mir zuliebe ein wenig gern hast, und von ihm weiß ich, daß er große Sympathie und Verehrung für Dich hegt. Kümmere Dich um ihn, zerstreue ihn... Erzähle mir, was er macht, was er denkt!... Seine Briefe sind so kurz und so ungeschickt abgefaßt!... Du wirst vielleicht über mich lachen, daß ich als eifersüchtige Frau einer anderen solche Mission anvertraue...

Die Wahrheit ist, daß Du vollkommen bist, und daß man auf Dich bauen kann. Dir sind auf Deinem Lebensweg andere Versuchungen entgegengetreten, als wie mein armer Reinhold sie Dir bieten könnte. Und selbst, wenn die Bewunderung, die Reinhold Dir zollt, die Grenzen überschreiten und die ehelichen Pflichten verletzen sollte, ich kenne ihn zur Genüge, um Dir zu garantieren, daß seine angeborene Schüchternheit Dir den Aerger ersparen wird, ihn grob abweisen zu müssen. Eure Kameradschaft wird durch nichts gefährdet werden. Davon bin ich felsenfest überzeugt! — Schreibe mir schnell ein paar Zeilen, die mich beruhigen...

* * *

Frau Renée Lohène an Susanne Prälin.

Abgemacht, mein Liebling! — Aber zuerst laß mich Dir sagen, daß ich beim Lesen Deines Briefes ein wenig choktiert war. Du willst Deine Liebe bewahrt erhalten, und ich möchte unsere Freundschaft schützen; ich bin nicht so sicher, daß letztere viel dabei gewinnen wird. Was Du von mir verlangst, ist so delikater Natur! Und was wird die Welt davon denken!... Ich fürchte, daß meine Reputation einen harten Stoß erleiden wird, wenn man sich erzählt, daß Reinhold und ich während Deiner Abwesenheit stets zusammen sind! Denn man wird uns zusammen sehen!... Wenn ich offen sein soll, es läßt mich kalt, was die Leute sagen. Was schlimmer ist, daß ich, der nichts so verhaßt als der Flirt ist, mich genötigt sehe, aus Pflicht zu flirten!... Uebrigs' Dir doch mal, in was für eine Situation Du mich bringst. Es scheint mir nämlich undenkbar, daß Reinhold sich nicht verpflichtet fühlt, mir den Hof zu machen... Unter solchen Umständen wäre mir das nicht gerade angenehm... Oder aber, er wäre zufällig das naive Kind, wie Du ihn schilderst, und würde mich wie eine alte Gouvernante behandeln. Das würde mich auch nicht gerade in Entzücken versetzen.

Nachdem ich Dir nun meine Meinung darüber gesagt habe, teile ich Dir mit, daß ich Dir zuliebe mich darüber hinwegsetzen werde. Ich ergebe mich und werde mich Deinem Wunsche fügen, was auch daraus entstehen möge. Ich kann Dir heute auch gleich über die ersten Schritte in dieser Angelegenheit berichten. Also, gestern habe ich Deinen Mann in seinem Bureau aufgesucht, unter dem Vorwand, mich nach Dir zu erkundigen... Er sagte mir, daß er sich sterblich langweilte ohne Dich, und da es mir gerade so geht, machte ich ihm den Vorschlag, unsere Langeweile miteinander zu vereinigen, um uns zu zerstreuen und am Abend zusammen zu dinieren. Er hat mit großer Höflichkeit angenommen, aber — es gibt ein aber. Mein Vorschlag, der aus der besten Absicht gemacht wurde, schien ihn in Verlegenheit zu setzen. Vielleicht hatte er etwas anderes vor... Und das glaube ich auch nicht mal, er war wohl nur erstaunt, daß ich mich ihm so an den Hals warf. Du kennst ihn ja besser, und ich überlasse es Dir, den Grund seiner Bestürzung herauszufinden, die er in dem ersten Augenblick nicht bemeistern konnte.

Er hat sich jedoch schnell gefaßt und war in jeder Hinsicht entzückend. Wir haben zusammen diniert, dann waren wir im Theater, und da Reinhold seit Deiner Abreise nicht allein seine Frau, sondern auch sein Auto entbehren muß, habe ich ihn in meinem Wagen nach Hause gebracht. So, bist Du zufrieden mit meiner Fürsorge... Die Tür schloß hinter ihm, bevor mein Chauffeur angekurbelt hatte. Ich kann mir natürlich nicht denken, daß er noch mal weggegangen ist, um sich zu amüsieren.

Jedenfalls habe ich ihn heute beim Frühstück danach gefragt, denn Du mußt wissen, daß ich die Gelegenheit des Sonntags benutzte, Deinen tugendhaften und arbeitsamen Gatten zum Frühstück einzuladen. Er schien entzückt, nicht allein bleiben zu brauchen. Noch mehr, er hat mich zum Diner eingeladen, was mein aufrichtiger Wunsch war. „Mein lieber Reinhold," habe ich in ziemlich einfältigem Ton gesagt, „ich fürchte, Ihre Aufmerksamkeiten können kompromittierend werden."

Er hat mir geantwortet, daß ich nicht das Recht hätte, ihm eine Gunst zu verweigern. Und er fügte hinzu: „Sie gehören zu jenen Frauen, die kein Mensch zu verdächtigen wagen würde."

Weißt Du, daß es mir auf die Nerven fällt, nicht nur den Frauen, sondern auch den Männern ein solches Vertrauen einzuflößen? Jedenfalls ist es langweilig!...

Ich hoffe, Du bist mit mir zufrieden. Dein Mann duldet meine Ueberwachung ebenso wie er Deine ertrug. Wenn Du ihn als seltenen Vogel behandelst, so hattest Du vollkommen recht!... Du hast eine Glücksnummer in der Ehelotterie gezogen, liebes Kind! Dein Mann ist ein Wunder von Ruhe, Fügsamkeit und Gelassenheit...

* * *

Susanne Prälin an Renée Lohène.

Keine Nachricht, gute Nachricht, sage ich mir.

Und ich bin glücklich, daß vor meiner Rückkehr kein Grund zu einem traurigen Ereignis vorliegt... denn meine Rückkehr nach Paris steht näher bevor, als ich glaubte. Meiner Mutter geht's wieder gut. Ich kann spätestens in einer Woche in Paris sein, wo ich dank Deiner treuen Aufopferung einen liebenswürdigen Gatten wiederfinde, der unfähig ist, sich auch nur eine einzige Minute von mir zu entfernen, kurz, den einzigen Mann, der mich glücklich machen kann... Du bist meine geliebte Fee... wie soll ich Dir danken?...

* * *

Renée Lohène an Susanne Prälin.

Meine liebe Suse, warum ich Dir keine Nachricht gegeben habe? Lieber Gott, dieser Brief wird Dir genügende Aufklärung bringen. Er wird Dir auch sagen, warum ich es nicht für nötig finde, diese Nachlässigkeit zu entschuldigen.

Du hast recht, wenn Du mich stets für aufrichtig und ehrlich gehalten hast. Und selbst wenn die Enthüllungen, die ich Dir so brutal machen muß, Dich in tiefsten Schmerz stürzen, so bist Du dennoch gezwungen, meine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit anzuerkennen. Aufrichtig und ehrlich, ja, und ich bin es um so mehr, da ich diese Eigenschaften eifersüchtig und überlegt gepflegt habe, sozusagen mit Egoismus. Und der Egoismus ist die Basis des edlen Charakters, den man bei mir im allgemeinen anzunehmen scheint. Er ist's gewesen, der mir in allen trüben und schmerzlichen Situationen beigestanden hat, in welchen die meisten Frauen und selbst Männer ihr Leben verpfuschen. Ihm verdanke ich es, daß man mich mit Recht für eine tadellose, unbescholtene Frau hält. Einen Geliebten in gewöhnlichem Sinne, einen Geliebten, den man nur im geheimen sehen und empfangen kann! Pfui — Ich bin für Verhältnisse, die klar sind, ich ziehe Ruhe und Frieden dem Glück vor...

In einem Worte, meine liebe Suse, ich bin seit acht Tagen Reinholds Geliebte.

Ich habe erst geglaubt, wir hätten uns beide in vorübergehender Leidenschaft gefunden und würden leicht vergessen können. Aber nein. Wir lieben uns aufrichtig und tief... Er ist überzeugt davon und ich auch... Was nicht wieder gutzumachen ist, ist geschehen.

Wirf Dir keine Ungeschicklichkeit und mir keine Falschheit vor. Du konntest nicht voraussehen, was geschehen ist, und ich schwöre Dir, daß ich, wenn ich meiner nicht ganz sicher gewesen wäre, die Mission, mit welcher Du mich so unüberlegt betrautest, zu übernehmen abgelehnt hätte.

Ich habe weder die Absicht noch die Anmaßung, Dich zu rühren. Aber wenn ich Dir sage, daß ich empört über mich selbst bin, daß mir das Herz bei dem Gedanken blutet, daß ich durch meinen Entschluß Deine Existenz, Dein Leben vernichte, so hast Du kein Recht, es nicht zu glauben... Ueberlege: was sollte ich tun? Du kommst bald zurück, früher als Du glaubtest... Wir hätten schweigend leiden müssen, Reinhold und ich... und stillschweigend verzichten... oder uns weiter lieben im Verborgenen, in Lüge und Verrat. Das niemals! — Du kennst meine Prinzipien...

Wirst Du lange unglücklich sein? Werden wir immer glücklich bleiben, Reinhold und ich? Das sind Fragen, die augenblicklich zu verhandeln unnütz sind. Was sicher ist, wir wären alle drei kreuzunglücklich gewesen, wenn ich geschwiegen, und, nachdem ich meine beste Freundin verraten, sie hinter ihrem Rücken mit ihrem Mann weiter betrogen hätte.

Es bleibt uns also weiter nichts übrig, als uns einig zu werden, damit Du und Reinhold so schnell wie möglich und auf anständige Art geschieden werdet.

Keinem von uns dreien ist in dieser Angelegenheit die Schuld beizulegen, das soll unser Trost sein. Es ist das Verhängnis, würde ein gewisser Charles Bovary sagen... Und wo das Verhängnis allein schuldig ist, müssen wir uns Mühe geben, uns gegenseitig zu verzeihen...

* * *

Frau Susanne Prälin an Frau Renée Lohène.

Meine liebe Renée. — Es gibt im Leben schmerzliche Stunden, aber — dem Himmel sei Dank — auch manche köstliche Minute... das ist, wenn gewisse kleine, lange vorbereitete und weise überlegte Experimente vollständig und großartig gelingen!...

Du bist aufrichtig und ehrlich wie immer gewesen, und ich will mir Mühe geben, auch einmal aufrichtig und